

Leseprobe aus:

Petra Hammesfahr
Die Chefin



1. Kapitel

Als Thomas Lehnerer das Zimmer betrat, war der Mann im Sessel schon nicht mehr bei Bewusstsein. Er hing mehr, als er saß, in einer Ecke, wurde nur von der Armlehne gehalten. Sein Kopf war zur Seite gesunken, aus dem halb offenen Mund rann ein dünner, rötlich durchsetzter Speichelfaden. Thomas Lehnerer bemerkte nichts davon, weil er Kinn und Brust des Mannes von der Tür aus nicht sehen konnte. Die rechte Hand mit dem stark behaarten Handrücken hing auf den Fußboden wie eine fette, schwarze Spinne. Die linke Hand lag im Schoß des Mannes und umschloss dort den Hals einer leeren Wodkaflasche. Alles in allem war es ein abstoßender Anblick.

Obwohl es nicht übermäßig warm im Raum war, durch die offene Tür drang kühle Luft ein, begann Thomas Lehnerer zu schwitzen. Stärker als zuvor, als ob ihm der Schweiß aus allen Poren bräche. Er schüttelte sich, ohne es zu bemerken.

Auf dem niedrigen Couchtisch stand ein Glas mit einem Rest Wasser, daneben lag eine leere Medikamentenschachtel. Die Aufschrift konnte er nicht entziffern. Er schaute auch nicht lange hin, weil sein Blick gleich weiterwanderte und das Küchenmesser erreichte. Es war ein kleines Messer mit einem geformten Griff aus gelbem Plastik und leicht gebogener Klinge, wie man es zum Schälen und Schneiden von Obst benutzt, es sah harmlos aus. Trotzdem wurde ihm übel. Er wusste, was er mit diesem Messer tun sollte. Er wusste auch, dass er es nicht tun konnte, versuchte, sich davon abzulenken, richtete den Blick wieder auf die Medikamentenschachtel.

«Wie viele hast du ihm gegeben?», fragte er die Frau.

Sie hatte auf ihn gewartet, erhob sich mit einer ungeduldi-

gen Begrüßung von der Couch. «Du hast dir ja reichlich Zeit gelassen, wir haben fast halb sechs.»

Langsam ging sie zum Tisch, wirkte immer noch gereizt und verärgert über seine angebliche Verspätung. Dabei musste sie wissen, dass er beim besten Willen nicht früher hatte kommen können. Sie selbst hatte ihm kurz vor vier Uhr am Telefon, als sie ihm mitteilte, dass draußen gerade der Wagen ihres Mannes vorfuhr, noch eingeschärft: «Es muss alles ganz normal sein, alles wie immer. Nur nichts Außergewöhnliches. Du fährst zur üblichen Zeit nach Hause, ziehst dich um und läufst los.»

Daran hatte er sich gehalten, und er war verdammt schnell gewesen. Vielleicht war sie nur so gereizt, weil sie mit der Situation überfordert und sehr nervös war.

«Alle», beantwortete sie endlich seine Frage, berichtigte sich jedoch gleich: «Das heißt, vier habe ich selbst genommen. Das müsste reichen, normalerweise nehme ich zwei. Und das auch nur, wenn ich wirklich starke Kopfschmerzen habe.»

Sie lächelte flüchtig, während sie sein regloses Gesicht betrachtete. Über den Mann im Sessel schaute sie geflissentlich oder krampfhaft hinweg. Thomas Lehnerer fand ihre Haltung verkrampft. Sie gab sich große Mühe, einen ruhigen und gelassenen Eindruck auf ihn zu machen. Aber ruhig und gelassen konnte sie gar nicht sein, nicht in einer so scheußlichen Situation.

«Also», sagte sie, «vier für mich, blieben für ihn sechsundzwanzig. Und das müsste auch reichen, zusammen mit dem Wodka. Er hat die ganze Flasche intus, und er hatte auch vorher schon eine Menge getrunken. Du hättest ihn sehen müssen, als er heimkam. Er konnte kaum noch auf seinen Beinen stehen. Es ist ein Wunder, dass er in dem Zustand überhaupt heil hier ankam.»

«Gab es ...» Thomas Lehnerer stockte. Er stand unverändert bei der Terrassentür, konnte sich nicht überwinden, wei-

ter in das große Zimmer hineinzugehen. «Gab es Schwierigkeiten?»

Sie schüttelte den Kopf, lächelte wieder, ein geringschätziges Lächeln. «Überhaupt keine», behauptete sie, «die meisten hat er sogar ohne meine Hilfe geschluckt. Ich habe ihm ein paar Mal gesagt, nimm lieber zwei Tabletten, sonst kannst du morgen nicht aus den Augen sehen. Das hat er getan. Nur bei den letzten vier oder fünf musste ich ihm helfen. Er war so betrunken, dass er sie nicht mehr aus der Schachtel nehmen konnte.»

Sie hob die Schultern, machte auf diese Weise deutlich, dass sie das Thema als erledigt betrachtete. Dass sie ab der siebenten Tablette eine geladene Pistole an die Schläfe des Mannes hatte halten müssen, um ihn zum Schlucken zu bewegen, musste Thomas nicht erfahren. Er musste auch nicht wissen, dass sie sekundenlang ernsthaft erwogen hatte abzudrücken.

Ein schneller und sicherer Tod für den Mann im Sessel, ihren Mann. Ihm dann die Waffe in die Hand drücken, seinen Finger am Abzug führen, sich selbst eine Kugel in den Körper schießen, irgendwohin, wo es zwar gefährlich aussah, aber nicht tödlich war, in die Schulter zum Beispiel. Getan hatte sie es nicht, und dafür gab es gute Gründe. Zu viele Unsicherheiten, Respekt vor der Gerichtsmedizin. Irgendeiner mochte herausfinden, dass der Schusskanal bei ihm eine ungewöhnliche Handstellung erfordert hätte, oder sonst etwas in der Art. Und was sie selbst betraf, es war zurzeit völlig ausgeschlossen, sich für ein paar Tage oder Wochen in ein Krankenhaus zu legen. Und es war kaum anzunehmen, dass ein Arzt bereit war, eine Schussverletzung ambulant zu behandeln.

Jetzt bereute sie ihr Zögern. Thomas war zu weich. Sie hatten das alles hundertmal durchgesprochen, und sie waren sich in jedem Punkt einig gewesen. Aber plötzlich schien er Skrupel zu haben. Wie er da bei der Tür stand.

«Komm jetzt», drängte sie. «Zieh dich aus, dann schaffen

wir ihn in den Wagen. Oder willst du noch länger so herumstehen?»

Thomas Lehnerer fühlte den kühlen Luftzug von draußen auf der Stirn, roch die feuchte Erde, den Geruch des nahen Waldes, roch es intensiver als sonst, als ob die Sinne plötzlich schärfer seien. Er glaubte sogar, den Tod riechen zu können, und schaffte es nicht, näher an den Sessel heranzutreten.

Der Mann darin hatte wohl am Morgen noch geglaubt, sie wären gute Freunde. Das waren sie einmal gewesen, es war ewig lange her, dreißig, fünfunddreißig Jahre. Sie waren zusammen zur Schule gegangen, zusammen in irgendwelche Wasserlöcher gesprungen, mit Vorliebe dort, wo große Schilder darauf hinwiesen: «Baden verboten! Lebensgefahr!»

Sie waren immer mit heiler Haut und heilen Knochen davongekommen. Und dann hatten sie sich in dieselbe Frau verliebt. Auch das lag schon mehr als zwanzig Jahre zurück, damals war sie noch ein junges Mädchen gewesen. Gerade sechzehn, aber alt genug, um sich für den Mann zu entscheiden, der das Geld hatte. So hatte es ausgesehen – auf den ersten Blick.

Auf den zweiten Blick verhielt es sich ganz anders. Thomas Lehnerer wusste genau, dass ihre Entscheidung damals sich nur in seinem Verhalten begründet hatte, in seinem Zögern und seiner Unentschlossenheit. Sie hatten oft darüber gesprochen in den letzten Jahren. Um Geld war es ihr nie gegangen.

Und Macht, sich zur Herrin über ein kleines Imperium aufzuschwingen, daran konnte sie auch nicht gedacht haben. Nicht mit sechzehn Jahren! Das hatte sich erst so ergeben im Laufe der Jahre. Die Firma! Das war ihr Lebensinhalt. Dafür atmete sie, dafür schuftete sie, dafür brachte sie jedes Opfer. Völlig verstanden, was sie antrieb und wofür sie nun eigentlich lebte, hatte Thomas Lehnerer nie. Es war auch nicht mehr wichtig.

Jetzt war sie fünfunddreißig. Und jetzt hatte sie entschieden, dass ihr Mann sterben musste. Eine harte Entscheidung, aber eine unumgängliche. Thomas Lehnerer hatte ihr zustimmen müssen in jedem Punkt ihrer Argumentation. Es war nicht viel geblieben von dem guten Freund aus Kindertagen. Der Mann im Sessel war ein Säufer und Spieler, ein haltloses Individuum, ein Blutsauger, der anderen die Existenzgrundlage entzog, der kein Pflichtgefühl und keine Verantwortung kannte. Nur sich selbst und sein Vergnügen.

Trotzdem!

«Was ist mit deinen Fingerabdrücken?», fragte er, um noch ein paar Sekunden Zeit zu gewinnen. «Wenn du ihm die restlichen Tabletten gegeben hast, dann hast du doch die Packung angefasst. Wenn sie die untersuchen ...»

Davor hatte sie Angst, das wusste er. Untersuchung! Kripo! Spurensicherung. Männer, die ein Leben so völlig auseinander nahmen, dass sie auch die hinterste Ecke noch ausleuchten konnten. Die kriminaltechnischen Labors, Leute, die imstande waren, aus einem Haar, einem Fussel oder einem Blutstropfen eine Katastrophe abzuleiten. Wochenlang hatte sie ihm erläutert, was alles auf sie zukommen könnte, wenn sie einen Fehler machten. Und jetzt verdrehte sie die Augen.

«Ja und? Natürlich habe ich sie angefasst! Das sind meine Tabletten, ich habe selbst welche genommen. Ich habe auch die Flasche angefasst und das Messer. Meine Abdrücke sind hier überall. Das müssen sie auch, weil ich hier lebe und immerzu etwas anfasse. Man wird auf seinem Jackett eine Menge Haare von mir finden, wenn man sich die Mühe macht, danach zu suchen. Und Fasern von meinem Rock, das gehört alles dazu, mein Lieber. Nur was dich angeht, sind wir vorsichtig. Jetzt zieh dich endlich aus, bitte.»

Noch während sie sprach, zog sie eine weiße Duschhaube und ein Paar dünne Plastikhandschuhe aus der Seitentasche ihres grauen Rocks. Es waren Handschuhe, wie sie den in

Drogeriemärkten erhältlichen Haartönungen beilagen. Thomas Lehnerer wusste, dass sie sich regelmäßig die Haare tön- te. Silberblond, von Natur war sie nicht ganz so hell. Sie hielt ihm die Handschuhe zusammen mit der Duschhaube entgegen.

«Hier», drängte sie erneut, «jetzt mach schon. Sie müssen dir passen. Es ist eine Einheitsgröße. Zieh sie lieber gleich an. Und setz das Ding auf.»

Er fühlte die Übelkeit wie eine lauwarme Welle im Magen. Zwei Schritte hinter ihm schien eine andere Welt zu beginnen. Der Rasen, der mannshohe Zaun, dahinter der Wald, alles so friedlich unter einem schon kitschig rosa angehauchten Abendhimmel. Er konnte hören, wie der Mann im Sessel atmete. Es war fast ein Schnarchen. Oder bereits ein Röcheln? Normal klang es jedenfalls nicht. Ein komischer, rasselnder Pfeifton wie bei einem Asthmatiker. Eine Flasche Wodka, fast drei viertel Liter auf das, was er zuvor getrunken hatte, wenig konnte das nicht gewesen sein. Dazu sechsundzwanzig Par- amed-Tabletten.

Allein die Tabletten waren tödlich. Sie hatte sich in der Apotheke erkundigt, beiläufig und harmlos. Vor ein paar Monaten schon, als sie zum ersten Mal sagte: «So geht es nicht weiter, Thomas. Ich kann doch nicht tatenlos zuschau- en, wie er die Firma völlig ruiniert. Dafür habe ich nicht gear- beitet, dafür nicht. Ich muss etwas unternehmen.»

Natürlich musste sie, Thomas Lehnerer wusste das. Er wusste überhaupt eine Menge. Nur änderte sein Wissen nichts an der Tatsache, dass da ein Unterschied war. Darüber reden; ja! Mit dem Gedanken spielen, die Einzelheiten plan- nen, das war die eine Seite. Handeln war eine ganz andere Seite.

Dabei musste er gar nicht viel tun. Ihr nur helfen, den Mann in den Wagen zu schaffen, den Wagen an eine einsame Stelle fahren. Und bevor er losfuhr, sollte er sie niederschla- gen, ihr mit dem Messer ein paar Verletzungen zufügen. Sie

hatten das alles besprochen. Und jetzt stand er da bei der Tür wie festgewachsen, konnte sich einfach nicht von der Stelle rühren.

Sie wusste, was in ihm vorging, kannte ihn gut genug und kämpfte gegen die aufsteigende Panik an. Wenn Thomas sie jetzt im Stich ließ! Sie hätte schießen sollen, solange noch Zeit dafür gewesen war. Jetzt war es zu spät. Selbst ein nachlässig arbeitender Gerichtsmediziner musste erkennen, was der Mann im Sessel außer einer Kugel sonst noch im Leib hatte. Und wer tat das schon, sich erst vergiften und dann noch erschießen?

Vielleicht würde sich sogar feststellen lassen, dass er zum Zeitpunkt des Todes gar nicht mehr in der Lage gewesen wäre, zu schießen. Und dann würde sich auch feststellen lassen, dass er um sechs Uhr am Abend nicht mehr imstande gewesen war, ein Auto zu fahren. Die Zeit wurde knapp. Er war seit gut einer halben Stunde bewusstlos. Wenn er nicht innerhalb der nächsten halben Stunde dahin gelangte, wo er hin sollte ...

Ihre Gedanken überschlugen sich auf der Suche nach einem Ausweg. Noch ein Versuch mit Thomas. Sie zwang sich zu einem Lächeln. Irgendeiner hatte einmal gesagt, dass sie alles von einem Mann haben könne, wenn sie ihn nur in entsprechender Weise anlächelte, dass sie den größten Skeptiker überzeugte, jedes Ziel erreichte und ein solch breites Spektrum von Gefühlen und Stimmungen damit ausdrückte, dass es ihrem Gegenüber den Verstand ausschaltete.

Es war sanft diesmal, ihr Lächeln, voller Verständnis. Dabei traurig, besorgt, fast ängstlich, weich und hilflos. Mit diesem Lächeln kam sie auf ihn zu, legte ihm eine Hand auf den Arm. In der anderen Hand hielt sie die Handschuhe und die Duschhaube. «Was ist denn?», fragte sie.

Auch ihre Stimme war sanft, verständnisvoll, traurig, besorgt und angstvoll, weich und hilflos. «Hast du plötzlich

Skrupel?» Ein leiser, zittriger Seufzer, dann sprach sie weiter, hektischer, drängender: «Thomas, es ist doch schon vorbei. Es ist jedenfalls nicht mehr rückgängig zu machen. Und du weißt genauso gut wie ich, es war die einzige Möglichkeit. Was hätte ich denn sonst tun sollen? Konkurs anmelden? Und was wäre aus den Leuten geworden? Noch ein paar Arbeitslose mehr, ja? Bei ein paar Millionen kommt es auf fünf- undsechzig nicht an? In der Statistik nicht, aber mir sind sie wichtig. Die meisten haben Familie, und die älteren stellt doch keiner mehr ein.»

Als er ihr nicht antwortete, atmete sie vernehmlich ein und aus, das Zittern darin war stärker geworden. Ihr Lächeln verschwand. Ihre Stimme zitterte ebenfalls, als sie feststellte: «Du hast dich überschätzt.»

Sie schluckte heftig, legte den Kopf ein wenig zur Seite, als müsse sie nachdenken. Nach ein paar Sekunden zuckte sie mit den Achseln, sagte mit resignierendem Unterton: «Gut, dann gehst du eben wieder. Es war ein Fehler, dich hineinzuziehen. Ich hätte wissen müssen, dass du es nicht kannst. Aber ich dachte, Thomas muss ja nicht viel tun, und das bisschen ... Ach, lassen wir das. Ich schaffe es auch alleine.»

Das war unmöglich. Der Mann im Sessel wog mehr als zweiundneunzig Kilo. Vielleicht konnte sie ihn hinausschleifen und ihn in den Wagen bugsieren. Aber das würde Spuren hinterlassen. Und dann musste sie den Wagen irgendwohin fahren, etliche Kilometer weit weg, musste wieder zurücklaufen. Es würde zu lange dauern, ihren gesamten Plan zunichte machen. Sie wusste das ebenso gut wie er. Er sah, dass sie sich auf die Lippen biss. Ihr Blick ging zwischen dem Mann im Sessel und ihm hin und her.

«Das kannst du nicht», sagte er.

Sie hob erneut die Achseln, auf ihrem Gesicht war die Verzweiflung deutlich abzulesen. «Ich kann eine Menge», behauptete sie. «Ich kann ihn nicht hier wegschaffen. Ich muss ihn da sitzen lassen. Und dann muss ich eben etwas länger